

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die in früher Morgenstunde angeordnete Vorstandssitzung des Musikvereins im Hotel Friedrich währte nicht allzulange. Außer Frau Glover waren nur Direktor Grau und Graf Krieter erschienen. Geheimrat Kersten fehlte, weil er verreist war. Es handelte sich lediglich darum, in einer Besprechung mit dem Hotelier festzusetzen, wann der Saal frei sei, und in welcher Weise die Gesellschaft, die sich an die musikalische Aufführung angeschlossen, durchgeführt werden sollte. Das Datum war bald bestimmt, ebenso die Gerichte, die Küche und Keller nach der Musikaufführung bieten sollten. Friedrich wurde beauftragt, auch für ein Streichquartett zu sorgen, das nach dem Essen Tanzmusik machen sollte. In einer halben Stunde war alles erledigt.

„Sind Sie zu Pferde hier?“ fragte Barbara Glover den Grafen.

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Haben Sie so viel Zeit, um mich zu begleiten? Ich möchte mit Ihnen sprechen.“

„Ich stehe ganz und gar zu Ihren Diensten, gnädige Frau.“

Hüttendirektor Grau beeilte sich, nach seinem Bureau zu kommen. Graf Krieter half Barbara aufs Pferd, dann ritten sie langsam durch die Straßen von Datzburg und schlugen den direkten Weg nach Zvershofen ein.

„Sie waren verreist?“ sagte Barbara.

„Ich bin erst heute nacht zurückgekommen. Ich war vier Tage fort.“

„Hoffentlich sind Sie von dem Resultat Ihrer Reise befriedigt.“ meinte Barbara, und um ihre Lippen spielte ein eigentümliches Lächeln. Dasselbe machte ihren Begleiter stübzig, und etwas unsicher antwortete er:

„Ich glaube wohl, gnädige Frau.“

„Ich wollte in dringender Angelegenheit Ihres Freundes, des Bergrats Spalding, mit Ihnen sprechen. Er befindet sich in einem Zustande der Ueberarbeitung, der mich besorgt macht. Ich habe ihn vor noch nicht zwei Stunden in meiner Schenke in einem Zustand von Geistesabwesenheit angetroffen, der beängstigend war. Wenn ich nicht genau wüßte, wen ich vor mir hatte, hätte ich geglaubt, der gute Bergrat sei trotz des frühen Morgens stark betrunken. Als ich ihn anrief, erwachte er wie aus einem tiefen Traum und sprach dann ganz vernünftig. Er erklärte mir, er habe sich wieder mit seinen Projekten und Dienstangelegenheiten auch beim Reiten beschäftigt und habe dem Pferde vollständig die Zügel überlassen, so daß es in die Schenke hineingeriet. Auf diese Weise wird er einmal verunglücken. Ein Pferd ist im allgemeinen ein unvernünftiges Tier, und wenn es merkt,

daß sein Reiter in Gedanken versunken ist, dann neigt es zu Kapriolen.“

„Spalding ist allerdings ein Arbeitsfanatiker,“ erklärte Krieter; „er geht in seinen Arbeiten vollstündig auf, und augenblicklich hat er ja ziemlich viel auf dem Kopfe. Er leitet zwei große Werke und hat noch die Arbeiten des Generaldirektors.“

„Auch Fräulein Buchwald ist seit heute früh verreist, und seine Verantwortung und Arbeit wird dadurch wohl noch etwas größer werden. Wir trafen kurz vor neun Uhr die Damen von Saarkirchen, als sie zum Bahnhof fuhren.“

„Die Damen sind verreist?“ fragte Krieter überrascht.

„Davon hatte ich keine Ahnung.“

„Sie verreisen doch immer um diese Zeit.“

„Allerdings, und sie müssen sich sehr plötzlich entschlossen haben. Mehr Arbeit hat ja wohl durch die Abreise des Fräulein Buchwald Spalding nicht, aber noch mehr Verantwortung.“

„Wir müssen etwas tun, mein werter Graf. Auch Geheimrat Kersten, der an mich geschrieben hat, bittet mich, hin und wieder nach Spalding zu sehen, damit er sich nicht überarbeitet.“

„Wie geht es dem Geheimrat Kersten?“

„Ihm selbst wohl ganz gut, aber nicht dem Sohn. Der Hauptmann hat einen schweren Fieberanfall und liegt im Sanatorium in Meran. Indes geben die Ärzte Hoffnung auf baldige Besserung.“

Das Pferd Barbaras fing an, unruhig zu werden, und zwar schien sich die Unruhe von der Reiterin auf das Pferd zu übertragen. Es ist merkwürdig, wie ein gut gerittenes Pferd selbst auf die seelischen Erregungen des Reiters oder der Reiterin reagiert.

Der Graf Krieter und Frau Barbara Glover ritten einige Minuten Trab. Dann beruhigte sich das Pferd Barbaras wieder, und Krieter setzte das Gespräch fort:

„Es ist sehr schwer, Spalding loszureißen und von seinen Arbeiten abzubringen. Wenn man ihn tagsüber stört, holt er das Versäumte nachts nach. Ich zerbreche mir vergeblich den Kopf, wie man ihn auf andere Gedanken bringen könnte.“

„Die beste Zeit dafür ist wohl die Morgenstunde, in der er täglich ausreitet. Die Hauptsache ist, daß man ihn wenigstens für diese Stunde auf andere Gedanken bringt, daß man ihn zwingt, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen als mit seinen Dienstangelegenheiten. Das wäre eine geistige Erfrischung für ihn. Ich meine nicht, daß wir so geistvolle Plauderer sind, um ihm diese geistvolle Erfrischung zu gewähren; die entstände von selbst durch die Abwechslung. Die Morgenstunde sollte sich der Bergrat frei von allen dienstlichen Angelegenheiten machen, und ich meine, es könnte und nicht schwer fallen, ihn zu beeinflussen. Wir müssen ihn nur begleiten und während des Schrittreitens zum Plaudern veranlassen.“

„Wir können uns jeden Morgen zeitig an bestimmter Stelle treffen,“ meinte Graf Kinter.

„Das wird auf die Dauer langweilig,“ sagte Barbara; „immer und immer dieselben Wege zu reiten, macht keinen Spaß, ganz abgesehen davon, daß schließlich auch Gerede dadurch entsteht, wenn man uns immer zusammen sieht. Ich meine, wir sollten morgen früh den Bergrat in seiner Villa abholen, und einen Ausflug nach Nordost machen. Übermorgen können die Herren mich abholen, und wir machen einen Ritt durch meine Wälder. Am Tage darauf holen wir Sie in Kinterfelde ab und machen einen Rundritt, so daß wir den Bergrat wieder zeitig genug in seiner Villa abholen können. Ich reite dann über Bahnhof Buchwald nach Hause, und für Sie ist der Weg über Saarkirchen ebenfalls nicht weit. Sie müssen die Sache nur noch heute telephonisch mit dem Bergrat verabreden. Wir werden auch Veranlassung nehmen, den Bergrat in die musikalischen Übungen zur nächsten Aufführung hineinzuziehen, damit er abends zu einer Ablenkung gezwungen ist und sich nicht in sich selbst verfrachten kann.“

„Ihre Vorschläge sind die besten, die gemacht werden können,“ entgegnete Graf Kinter; „ich werde nachmittags Bergrat Spalbing telephonisch anrufen — denn vormittags kann ich ihn nicht erreichen, da er im Bergwerk ist — um ihm mitzuteilen, daß wir ihn morgen früh abholen. Wir müssen dann allerdings schon um sechseinhalb Uhr vor seiner Wohnung sein.“

„Das tut nichts,“ erklärte Frau Glover, „wir sind ja beide Frühlauflsteher.“

9. Kapitel.

Die angebliche Erkrankung der Frau Schottelius an ihrem asthmatischen Leiden war eigentlich nur ein Vorwand. Asthmatische Anfälle hatte die sonderbare alte Frau häufig. Sie hatte freilich nichts dagegen, daß Dora um ihretwillen sich plötzlich zu einer Reise entschloß, und noch weniger sträubte sich Frau Schottelius, nach Berchtesgaden zu gehen, wo es ihr immer außerordentlich gut gefiel. Sie hatte dort ihre Bekanntschaften, und die Abwechslung, die der Aufenthalt an einem anderen Orte brachte, war auch nicht zu verachten. Man lebte ja in Saarkirchen sorgenlos und in geradezu glänzenden Verhältnissen; aber das Leben dort wurde doch auf die Dauer einformig. Seit langen Monaten war das Fest im Musikverein die einzige Unterbrechung des gleichmäßigen Daseins gewesen.

Daß aber Dora Hals über Kopf abreiste, hatte seinen Grund darin, daß sie mit sich selbst einig werden wollte. Jene Bemerkung, die Werner in ihrer Gegenwart zu dem kleinen Marielchen in der Kleinkinderschule gemacht hatte, löste einen Sturm von Gefühlen in Dora aus. Der erste Eindruck, den diese Ueberrumpelung Werners auf sie ausübte, war kein günstiger. Sie fühlte sich verletzt, sie fühlte sich so überrascht, daß sie eine Zeitlang ganz fassungslos war. Schon während der Rückfahrt nach der Theresien-Hütte an Werners Seite sagte sie sich, daß es das Beste sei, die Bemerkung Werners zu ignorieren. Auf die Dauer aber konnte das nicht geschehen. Als sie zu Hause allein war, besonders abends, nachdem die Tante zur Ruhe gegangen war, verbrachte Dora gerabezu qualvolle Stunden. Ihre Stimmung wechselte ununterbrochen. Wieder hörte sie die Worte ihrer Brüder: „Er ist ein Mitgiftjäger, er will dein Geld!“ Aber sie hatte trotz ihrer Ueberraschung doch beobachtet, daß Werner über seine Aeußerung selbst sehr erschrocken war. Sie fühlte, es hatte ihm jede Absicht bei dieser Bemerkung fern gelegen; sie war eben nichts als der Ausfluß der Gefühle, die ihn bewegten. Dieser Gedanke machte sie glücklich, aber nur auf Minuten; dann war das alte Mißtrauen wieder da. Dann kam die Erwägung, daß doch sein Vorgehen ein gar zu stürmisches gewesen war, daß er anfang, genau in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten. Dieses Mißtrauen sagte ihr, daß Werner bald zu deutlicheren Andeutungen übergehen würde, wenn sie seine Bemerkung ignorierte. Sie fühlte sich ihm gegenüber so unsicher, daß ihr ein Wiedersehen mit ihm vorläufig unmöglich schien. Sie wollte ihn aber nicht verlegen, sie fühlte Mitleid mit ihm, denn sie hatte es ihm wohl angesehen, wie niedergeschlagen er war, als sie sich von ihm verabschiedete. Sie wollte ihre eigenen Gefühle auf ihre Echtheit prüfen, und das war am besten möglich durch eine Trennung. Wenn sie wochenlang fortblieb von der Heimat und von dem Manne, für den so viel in ihr sprach, und ihre Gefühle dieselben blieben, dann war ihr Empfinden echt. Wenn diese

Gefühle aber erblakten, dann war es auch möglich, sie zu überwinden. Und auch er sollte durch ihre Entfernung Gelegenheit haben, seine Gefühle zu prüfen. Sie wünschte, er möchte sie vermissen, sie hoffte, er werde ihre Abwesenheit schwer empfinden. War das nicht der Fall, dann waren seine Gefühle auch nicht echt, dann sprach er anders, als er dachte.

Dora beschloß, allen Schwierigkeiten dadurch aus dem Wege zu gehen, daß sie Werner nicht wieder sah, sondern sofort abreiste. Sie fürchtete sich vor dem Augenblick, in dem sie sich von ihm persönlich verabschieden mußte. Wiederum wollte sie aber doch nicht fluchtartig davongehen. Er sollte nicht glauben, daß sie ihm zürne, er sollte nicht glauben, daß sie sich fürchte vor seinen Empfindungen. Deshalb schrieb sie ihm den Brief, durch den sie sich von ihm verabschiedete. Nun saß sie wieder in Berchtesgaden, aber nicht in der entlegenen Pension in der Ramsau, sondern in einem der ersten Hotels, wo sie für Tante Schottelius und sich drei Zimmer gemietet hatte. Ein Mädchen von der persönlichen Bedienung in Saarkirchen war mit den Damen gekommen. Gestatteten es doch die Mittel, auf großem Fuße zu leben und auf die dadurch entstehenden Kosten nicht im mindesten zu sehen.

Die Tante beschäftigte sich selbst, sie hatte Unterhaltung, und Dora erhielt dadurch Gelegenheit, allein Spaziergänge zu machen, die ihr außerordentlich wohl taten. Sie war ganz glücklich, sich losgelöst zu haben von all den gewohnten Verhältnissen, aus der Entfernung die Dinge zu betrachten, die in der Nähe verworren und unlösbar schienen. Sie fühlte, wie von Tag zu Tag mehr Ruhe über sie kam und ihre Seele das Gleichgewicht wiedergewann. Sie fühlte es, sie würde das entsetzliche Mißtrauen, das in ihr lebte, überwinden, und dann würde klar und rein das Empfinden strahlen, das sie überaus glücklich machen mußte und gegen das sie sich jetzt noch sträubte.

Nach fünf Tagen kamen die ersten Altenstücke aus Saarkirchen. Werner schrieb ihr kurz, knapp und dienstlich, der Bau der Mädchen-Fortbildungsschule habe begonnen und schreite stetig fort. Der Baugrund sei gut und biete nirgends Hindernisse, es seien genügend Arbeiter vorhanden, und in vier Wochen hoffe man mit den Gebäulichkeiten unter Dach und Fach zu sein. Sie setzte auf sein Anschreiben einige kurze Dantesworte und ließ es mit den Altenstücken wieder zurückgehen. Sie wußte es, er tat alles, was in seinen Kräften stand, um ihren Lieblingswunsch zu erfüllen. Er hatte ja auf eine einfache Aeußerung von ihr hin alles vorbereitet, so daß der Bau der Mädchen-Fortbildungsschule beginnen konnte. Wirklich, er tat alles, was er ihr an den Augen absehen konnte, und das geschah sicherlich nicht nur aus dienstlichem Interesse. Er suchte sich nicht bei ihr, der Chefin, in ein gutes Licht zu setzen; sie fühlte es, er tat das um ihrer selbst willen, er war wohl glücklich, ihr eine Freude zu machen. Er war ja so gut, so liebenswürdig, er dachte nie an sich, nur an andere! Das hatte ja Graf Kinter immer gesagt, und Graf Kinter verehrte ihn als einen guten, edlen Charakter und als seinen Freund! Graf Kinter war gewiß nicht der Mann, der sich täuschen ließ, und sicher schenkte er seine Freundschaft nicht einem Unwürdigen! Ja, Spalbing war pflichtgetreu und eifrig, er ging ganz und gar in der Erfüllung seiner Pflichten auf, und er empfand etwas für Dora. Wie mußte es in ihm aussehen, daß die Zurückhaltung, die er sich auferlegte und die sie sehr wohl bemerkt hatte, zusammenbrach, daß er plötzlich die Gefühle, die in ihm tobten, nicht mehr eindämmen konnte!

Dora fühlte es: es würde der Tag kommen, wo sie erkannte, daß der entscheidende Augenblick ihres Lebens der gewesen war, in dem Werner die wenigen Worte zu dem kleinen Rinde sprach, neben dem sie beide knieten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde am Meer.

Roman von Karl Böttcher-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Noch lange wanderte Rene in seinem Zimmer auf und nieder und überdachte, wie er Siebe und seiner Braut helfen könne. Er gedachte seines Reichthums und beschloß, ihnen ein Häuschen bauen zu lassen, aber er glaubte, die stolze Art Ardas zu kennen,

die durch solches Anerbieten und Geschenkl mehr gedemüthigt als erfreut worden wäre. Er verworft den Plan und manchen anderen.

Der Sturm tobte mächtig und fuhr durch die Baumkronen und rüttelte an den Fenstern.

Rene trat in den Garten und lauschte in die Nacht, die in tiefen, finsternen Schichten in den Wäldern lag. Von ganz, ganz ferne konnte man das Branden der Wogen vernehmen. Er trat zurück in das Zimmer. Ihm wurde es unheimlich summe und er gedachte der Sagen vom Alabautermann und dem fliegenden Holländer.

Der alte, wuchtige Schrank im Zimmer mit all seinen Schnörkeln und Zierraten, das dünnbeinige Spinett und die hochlehniigen Stühlen gemahnten ja auch an alte Zeiten. Als sich Rene zu Bett legte, wurde der Sturm ein Rasen und Kämpfen der Winde. Die Dachsparren knirschten und die Schindeln klapperten.

Das war eine Nacht. — Am andern Morgen wanderte Rene mit Arda und Seede zum Straube, um die Folgen der Sturmflut zu besehen.

Der Deich hatte wacker widerstanden. Hier und da hatten die schlingenden Wellen ein Stück Rasennabe herausgenagt, aber schon waren Männer beschäftigt, die schadhafte Stellen auszubessern.

Anderer sammelten Taichenkrebse oder kleine Aale, die in den Wasserlachen zurückgeblieben waren, und viele Weiber lachten angeschwemmte Holzstücke zusammen oder suchten nach wertvollem Strandgut.

Die Sonne brannte heiß hernieder und der Wind schien alle Kraft in der vergangenen Nacht verausgabt zu haben. Jetzt ließ er die Flügel hängen, und die langsam zurückkehrende Flut zeigte nur schwache Wellenkäufel.

Seede, Bahlfen und Arda und Rene setzten sich auf eine Bank unweit des Fischerhafens.

Seede sagte: „Solch Sturm gleicht einem jähzornigen Menschen, der, von wilder Wut gepackt, sich austobt und hinterdrein sich über sich selbst wundert und dann ganz klein und demüthigt wird. Wie viele jähzornige Menschen mag es wohl geben und wieviel Unglück durch solche ungezügelt Leidenschaften schon heraufbeschworen worden sein. Und doch gibt es ein so einfaches Mittel gegen diesen lächerlichen, wilden Horn.“

Rene blickte erschaut zu Seede, und dieser fuhr fort:

„Ich war als Knabe so jähzornig, daß ich in blinder Wut ergriß, was mir in die Hand kam, und damit zertrümmerte ich wie ein Tobfüchtiger alles, was mich umgab. Und hinterdrein mußte ich bitterlich weinen, und ich gelobte mir wohl tausendmal, mich zu beherrschen. Aber wie solche Selbstgelübde, die gegen eine heftige Leidenschaft sich richten, sind! Es half nichts. Da sagte eines Tages ein alter, gütiger Lehrer in der Blindenanstalt zu Hamburg zu mir: „Wen hast du am liebsten auf Erden, Seede Bahlfen?“ „Meinen Vater,“ antwortete ich. „Und wen möchtest du niemals kränken?“ „Meinen Vater.“ „Und wenn der nun gesehen hätte, wie du jetzt gewüthet hast?“ Da war ich zu Tode beschämt. Und der Lehrer fuhr fort: „Wenn dich wieder der Horn packt, so denke an deinen Vater und wer dir sonst am liebsten ist auf Erden.“ Und ich habe es versucht. Noch zwei- oder dreimal bin ich unterlegen, dann nicht mehr. Und wenn mich jetzt der wilde, jähe Horn mit fortreißen will, da muß ich an Arda denken, und verdraucht ist alle Wut.“

Und Arda lächelte fein und sagte: „Solch es nicht so sein, daß die Frau den Mann erzieht und der Mann die Frau? Wie bin ich glücklich, daß auch du, Seede, in mir etwas findest, denn du gabst mir so unendlich viel.“

Rene wählte wieder das Glück dicht an seiner Seite, das volle, reine Glück, das den Dritten neidlos sich mit freuen und in seinem Herzen die guten Saiten erklingen läßt.

Und der Blinde erzählte:

Das reine, wahre Glück, wie es nur Kinder und Liebende haben können, ist eine hehre Macht. Wie die taugoldenen Strahlen der Morgen Sonne gleicht es Frieden und Schmerzvergessenheit aus und führt seine herrliche Schwester, die Hoffnung, in die Herzen der Menschen. Glück ist Hoffnung und Hoffnung ist Glück, und der Mensch, der das Hoffen verlernt hat, steht am grautigen Abgrund des Todes und wird nie das Glück schauen.

Rene beschloß, jetzt endlich die Frage vorzubringen, ob er Arda und Seede malen dürfe.

Beide erlaubten es ihm, und so zog er sein Skizzenbuch hervor und zeigte Arda die aus der Erinnerung hingeworfenen Faustzeichnungen.

Arda sagte schalkhaft: „Diese hier kenne ich schon, Herr Brian.“

Rene blickte verwundert auf Arda und sie erklärte: „Als Sie gestern am Strand saßen, waren sie so vertieft, daß Sie mein Kommen nicht hörten. Ich warf einen Blick über Ihre Schulter auf das Buch und merkte, daß Sie stille Zwiegespräche hielten mit der Göttin Kunst. Da habe ich mich leise davongemacht. Vergessen Sie meine Reugier.“

Und nun lachten die drei und Rene sagte: „Wenn ein Dichter Mendegobous mit seiner Nase hält, ist ein Dritter wohl leicht ein Störenfried. Doch ich habe es gern, wenn ich bei meiner

Arbeit plaudern kann.“ Und nun entwickelte er Arda und Seede seinen Plan zu seinem großen Bilde „Der blinde Erzähler am Meer“, und die beiden lauschten, und als er geendet, zeigten ihre Züge tiefen Ernst.

Arda sagte: „Sie sollen einer der berühmtesten Maler der Gegenwart sein, Herr Brian. — Der Hafenmeister, der oft nach Hamburg und Berlin kommt, hat viel von Ihnen erzählt.“

Rene machte eine verächtliche Handbewegung und sagte: „Wer wägt den Ruhm und wer prägt den Ruhm? Ich sage: Ruhm ist ein Produkt des Zufalles. Wie viele Menschen wären nicht berühmt, wenn nicht durch einen Zufall ihr Talent entdeckt und gefördert wäre. Wie viele Menschen könnten berühmt sein, wenn sich der Zufall ihrer etwas mehr erbarmte. Doch genug davon. Sie sagen, ich sei berühmt. Vielleicht ist es so, vielleicht hat sich die Welt geirrt. — Und nun zur Arbeit.“

Rene skizzierte nun Arda und Seede in den verschiedensten Akten, und am Nachmittag entwarf er im großen die Umrisse zu seinem Bilde.

Am Abend schlenderte er wieder nach dem Freimast. Seede hatte ihm versprochen, zu erzählen. Er stand nun von ferne und beobachtete den Blinden und Arda, und die Stimmung wirkte wieder mächtig auf ihn. Er wollte etliche Zeichnungen machen, aber Seede erzählte so kunstvollendet und doch so schlicht und einfach, daß er wie alle andern Zuhörer hingerissen würde und alles um sich her vergaß.

Und der Blinde erzählte:

„Im rasenden Wettlaufe stürmten die Fluten den Deich hinan. Dann tänzelten und hüpfen auf dem tosenden Wellensamme kleine Schaumbäuschen daher, und eine urmächtige Woge erfaßte sie mit ihrer wuchtigen Hand, und die Felsen zerstoßen in tausend Spritztropfen und legten sich wie Wasserscheiter über den Damm. Und der mächtige Nord zertrümmerte an dem Schiefer und riß ihn auf und nieder und schleuderte ihn in hundert Fegen den starrenden Menschen ins Gesicht. Die ganze Insel bebte und der Deich wankte in seinen Felsen.“

Solch eine Nacht.

„Sie kommen, sie kommen,“ schrie einer draußen an der Mole, aber der Wind nahm das Wort mit fort mit schrillen Dohnläden und die Wasser verschlangen gurgelnd seinen Schall.

Und das war gut. Was sollten die am Deich sich Doffnung machen? Zwei Stunden warteten sie. Zwei Stunden war das große Boot hinaus an das Brack, das am Riffe klebte. — Zwei Stunden warteten sie, die Weiber mit stierem Blick und krummem Rücken, die Burischen stampfend und knirschend, die Kinder leise weinend, so starrten alle nach der See.

„Sie kommen nicht wieder.“ Die alte Barken sagte es müde. Die anderen schwiegen. Vierzehn Männer vom Ort in einer Nacht!

Und sie kamen nicht wieder. Stunden verrannen. Aus dem schäumenden Gischt rang sich mühsam der Tag, ein fahler, grauer Tag. Noch immer polkerte das Meer an die Weichen des Damms. Doch der stand fest, und auf ihm die Winven und Waisen der Hallig. Da fuhr ein Sonnenstrahl durch die geballten Wolken und hüpfte blitzschnell über die Wasser, er kletterte am schwarzen Riff empor und setzte sich oben fest wie eine Leuchte. Hundert Augen am Deiche folgten seinen Sprüngen, dann wandten sie sich ab, vom Wachen müde, von Tränen naß.

„Das Brack ist versunken.“

„Und die Anker?“

„Sie kommen nicht wieder.“

Die Weiber und Kinder und Burischen drängten zusammen, auch der von der Mole kam herein und keines sprach ein Wort.

Ob sie still beteten? Ob sie still kluften? Wer kann das sagen? Solch stille Trauerfeier sieht die Hallig nicht selten.

Die See gurgelte matter und schlaffer, sie war des Tobens satt. Nur hier und da paarten sich ungestülme Wellen noch zu wuchtigen Wogen.

Und eine der Wellen ward fed und sprang mitten unter die Weiber und legte ein Bündel vor ihre Füße. Ihre leuchten, züngelnden Arme fuhren noch tosend über die nassen Fegen, dann krochen sie zurück und schau und schnell stürzten sie den Damm hinunter, als fürchteten sie den Dank.

Den Dank? — Oder den Fluch?

Hundert Augen blickten auf das Bündel, und drinnen regte sich, und ein Aermchen wühlte sich durch die Decken und ein Händchen griff in die Luft, und ein Köpfchen schob sich hervor, ein Köpfchen, umwört von tiefenden, tiefschwarzen Haarsträhnen, und ein dunkles Augenpaar wanderte fragend von einem Knütt zum andern.

„Ein Kind.“

„Gott weiß, wie das am Leben blieb.“

„Was soll uns der Balg?“ sagte verzweifelt die alte Barken, und ihre Stimme brach von der Wucht ihres Schmerzes. Mann und Sohn hatte ihr die Nacht gekostet. Sie wandte sich und ging den Damm hinunter in ihre einsame Hütte.

Und andere folgten, Lästerworte murmelnd. Die Armen. Solch eine Nacht kann warme, treue Seelen verfinstern.

(Fortsetzung folgt.)

Dichterjubiläen. (Hendell und Haischlen.)

Vor zwei Jahren schrieb ich hier über Johannes Schlaf und wies auf dessen überragende Bedeutung in der modernen Literatur hin. Schlaf's 50. Geburtstag ging damals völlig unbeachtet vorüber. Und so mehr habe ich mich gewundert, daß in diesem Jahr die fünfzigsten Geburtstage von Hendell und Haischlen soviel Beachtung fanden. Denn diese beiden lassen sich wirklich beim besten Willen nicht mit Schlaf vergleichen. Ueber Kurt Hendells Stellung in der Dichtung der Gegenwart braucht man überhaupt kein Wort zu verlieren. Die ganze, neuerliche Produktion Hendells ist völlig bedeutungslos und wertlos. Eine gewisse Rolle in der Entwicklung der modernen Literatur kann man ihm dagegen nicht abprechen. Er war einer der ersten, der das soziale Moment in die Dichtung brachte. An sich — aus ihrem zeitlichen Zusammenhang gelöst — sind aber auch diese sozialen Gedichte wertlos. Kein Gedicht Hendells wird — das darf man ruhig sagen — auf die Nachwelt kommen.

Und Caesar Haischlen? Auch er wird maßlos überhäuft. Man pfeift ihn als tiefen Weltanschauungsdichter zu charakterisieren. Und in der Tat liebt er es, seine Gedichte, namentlich seine Prosagedichte und sonstigen Schriften mit Ideen, Lebensweisheiten und Wahrheiten zu versehen.

Aber diese Wahrheiten und Erkenntnisse sind Plattheiten, Selbstverständlichkeiten. Nur die Form, besser gesagt: die Aufmachung, in der Haischlen seine Maximen zum besten gibt, vermag das einige Zeit zu verdecken.

Geht man der Sache auf den Grund, unterjucht man seine Ideen auf ihren Gehalt, so erschrickt man über die Leere und Alltäglichkeit.

„Es ist so einfach alles, wenn man selber nur es einfach nimmt.“

„sagt“ Haischlen. Er tut's. Auf seine Einfachheit, die geistige Leere ist, sind viele hereingefallen und nennen sie Tiefe und Schlichtheit. Ich will ein Beispiel herziehen. Haischlen schreibt im Goetebelager 1910: „Mensch und Dichter ist nicht zweierlei! und ist nicht zu trennen! und wer als Mensch null ist, ist auch als Dichter null! und wenn es Leute gibt, die anderes behaupten, dann irren sie! Und wenn sie sämtliche Literaturbücher der Welt herbeiholen: Mensch und Dichter sind auseinander zu halten! Dann sind sämtliche Literaturbücher der Welt eben falsch und müssen umgeschrieben werden. Es wäre so wie so längst Zeit dazu.“ Welche neue, welterschütternde Entdeckung: Mensch und Dichter sind nicht zu trennen! Und wieviel Worte, um dies zu verkünden! Niemand hat das vor Haischlen geahnt! Nicht wahr, so tut er doch, in dem er sich in Gegensatz zu „sämtlichen Literaturbüchern der Welt“ bringt? Und welcher Nut gehört wieder hierzu! Müßten wir ihn nicht bewundern? Duzende solche aufgebauschten Plattheiten könnte ich anführen. Dieses Beispiel mag genügen.

Ich will nicht ungerecht sein. Haischlen hat manches schöne Gedicht gemacht. Ich nenne: „Im Kahn“, „So regnet es sich langsam ein“, Mandes seine Stimmungsbild ist ihm gelungen. Manche seine Seelenanalyse. Für sein bestes Werk halte ich immer noch das Schauspiel „Martin Lehnhardt“, das sich durch gute Charakterisierung auszeichnet, wenn auch die Vergildung des im Vordergrund stehenden religiösen Problems mit einer ziemlich peinlichen Liebesgeschichte keinen reinen Eindruck aufkommen läßt. Aber ein großer Dichter, ein Weltanschauungsdichter ist Haischlen nicht. Dazu ist er nicht tief, nicht innerlich genug. Seine Weltanschauung läßt sich wirklich mit eignen Schlagworten charakterisieren:

„Freut Euch des Lebens!“ oder: „Laßt Sonne herein!“ oder: „Es lebe das Leben!“

Mehr vermag uns Haischlen über die letzten Fragen nicht zu sagen. Und das ist verdammt wenig.

Burkhard Thurn.

Vermischtes.

kl. Biegsame Steine. Felsenfest, steinhart — diese Wörter sind von den bekannten Eigenschaften der Steine abgeleitet. Gibt es aber auch Steine, die nicht steinhart und felsenfest, sondern geschmeidig und biegsam wie Gummi sind? Von Glimmerplättchen und Asbestfäden ist bekannt, daß sie eine gewisse Biegsamkeit und Elastizität besitzen. Es gibt aber auch eine Art Gestein, die sich in dicken Platten durch ihr eigenes Gewicht durchbiegt. Diese merkwürdige Erscheinung findet sich bei gewissen Arten des Itacolomits („Welenquarz“). Itacolomit, so schreibt Dr. F. Hart im „Prometheus“ (Verlag von Otto Spamer, Leipzig) ist ein hellgelblicher bis hell-rötlicher Sandstein von schieferiger Struktur, dem zahlreiche Glimmerplättchen, Talk- und Chloritförmchen eingelagert sind, sowie äußerst feine Feldspatparafeschen. Daneben finden sich in ihm noch Eisenglanz, Magnetit sowie gediegenes Gold. Auch gibt der Itacolomit als das Muttergestein der brasilianischen Diamanten. In Brasilien tritt der Itacolomit in großen Massen auf. 1780 stieß man zuerst auf Schichten, in denen diese biegsame Art gefunden wurde. Dem nicht jeder Itacolomit ist biegsam und elastisch. Da Glimmer in dünnen Plättchen biegsam

und zähe gegen Bruch ist, so könnte man versucht sein, den eingelagerten Glimmerschichten die Biegsamkeit des Itacolomits zuzuschreiben. Daß dem aber nicht so ist, leuchtet am klarsten daraus hervor, daß selbst sehr glimmerreiche Itacolomite auch nicht die Spur von Biegsamkeit aufweisen, sondern hart und fest sind wie andere Gesteine. Betrachten wir nun ein feingeschliffenes Plättchen des biegsamen Itacolomits unter dem Mikroskop, so fallen uns besonders die Quarzförmchen auf. Diese sind von bizarrer Gestalt mit ein- und auspringenden Rändern. Die Ränder liegen dicht beieinander, und ihre gezähnten Ränder greifen gelenkartig ineinander, wie man etwa die Finger der einen Hand zwischen die der anderen schieben kann. Indem nun alle oneinander liegende Quarzförmchen so ineinander eingreifen, resultiert die Biegsamkeit einer ganzen Platte. Eine aufrechtstehende Itacolomitplatte schwanzt hin und her wie eine Lederhaut. Eine dicke, an beiden Enden unterstützte Platte biegt sich kontav durch, wird sie jedoch nur in der Mitte unterstützt, so biegen sich die beiden Enden nach unten, sodaß die Gestalt konvex wird. Kleinere Platten von mehreren Zentimetern Dicke und 15 — 20 cm Länge lassen sich mit den Händen biegen wie eine Gummiplatte.

* Einige Nummern niedriger. Die Tochter eines seit kurzem reich gewordenen Mannes, deren Bildung noch zu wünschen übrig ließ, kam kürzlich in ein elegantes Schubgeschäft in Chicago und ließ sich eine Anzahl Muster vorlegen. „Ich denke, ich nehme dieses Paar,“ sagte sie schließlich. „Aber Louis XV. -Abfäße sind mir zu hoch. Geben Sie mir doch bitte eine Nummer niedriger oder noch besser — geben Sie mir Louis XIII. -Abfäße. Die werden für mich auch hoch genug sein.“

Büchertisch.

— Die Bände X und XI der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens (Union, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) enthalten wieder, wie auch die früheren, gute Romane und Erzählungen, darunter: „Das Armband der Herzogin“, von Fritz Sanger, „Nur ein Traum“, von W. Grandville Schmidt, „Der seltsame Major“, von Gg. Hartwig, „Viele Sorgen“, von Else Krafft, „Maas Baalsens drei Bräute“, von G. Tiaben, „Die Wette des Amerikaners“, von W. Harb, „Die junge Kommandeuse“, von Doris Bodemer. Weiter bringen sie Aufsätze mehr belehrenden Inhalts, so zum Beispiel „Die Förderkultur des Kindes“, „Neue Brutapparate“, und unter der Überschrift „Männigfaltiges“ finden sich zum Schluß eine Anzahl kurze Erzählungen.

— Das literarische Echo. Halbmontatsschrift für Literaturfreunde Begründet von Dr. Josef Eitlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. Verlag: Egon Fleischel u. Co., Berlin W. 9. Das zweite Jubiläum ist feiert mit folgendem Inhalt erschienen: Oskar Fischer: Anagnorisis. — Rudolf Bechel: Bettina und Armin. — Willt Scheller: Die Geschwister Brentano. — Eugen Kolber: Ein Buch über Braverdore. — Leopold Dirichberg: Alte Mirakel. — Dichtungen. — Erwin Aderknecht: Von Zielen und Wegen des modernen deutschen Bibliothekswesens. — Hermann Ulbe-Bernays: Die Dichterbildnisse auf der Darmstädter Ausstellung. — Zu César Haischlen's 50. Geburtstag. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften. — Echo des Auslands. — Kurze Auszüge. — Notizen. — Nachrichten. — Büchermarkt.

Zitatenträsel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Weist du, worin der Spaß des Lebens liegt? — Sei lustig! Weist das nicht, so set vergnügt!
2. Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage.
3. Glück ohne Ruh, Liebe, bist du!
4. Mehr Kredit als Geld: So kommt man durch die Welt.
5. Das geht nicht zu mit rechten Dingen.
6. Mittagschlaf ist ein brennend Licht am Tage.
7. Im engen Kreis verengert sich der Sinn.
8. Müdigkeit schnarcht auf dem Stein, und Trägheit findet hart das Dauenbett.
9. Alles in der Welt läßt sich ertragen.
10. Die Wahrheit ist vorzuziehen für den Weisen Die Schönheit für ein lächelnd Fez.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- Weiß
- | | |
|---------------------------------|------------------------|
| 1) Sc7 -- b5 | Kc6.n.b5 oder A. u. B. |
| 2) Dh3 - d7 + | Vieliebig. |
| 3) Dd7 - a4 setzt Matt. | |
| A. 1) | Lf1.n.b5. |
| 2) Dh3 - c8 + | Ld8 - c7. |
| 3) Dc8 - e8 setzt Matt. | |
| B. 1) | c5 - c4. |
| 2) Sb5 - a7 + | Kc6 - c6 oder - c7. |
| 3) Dh3 - a3 oder c8 setzt Matt. | |